

Beni, der Tor

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572918>

Nutzungsbedingungen

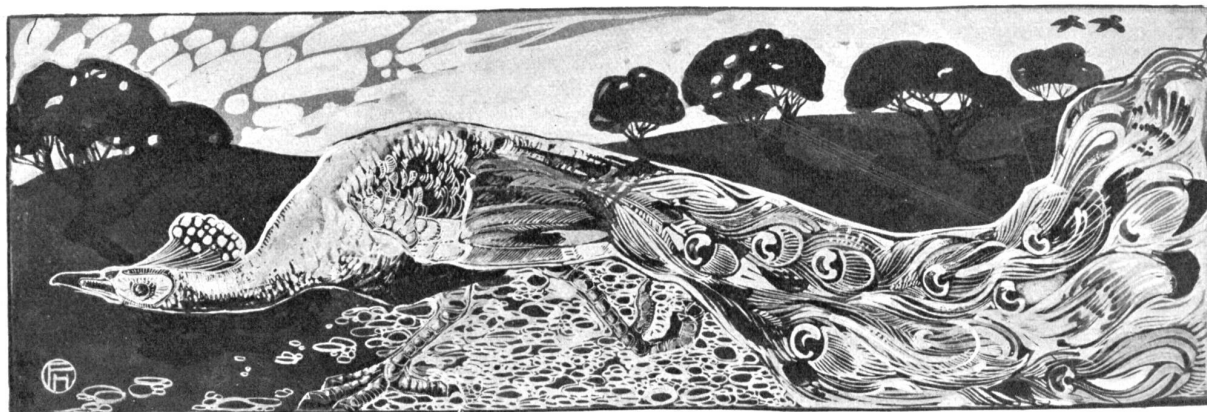
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



NERWEISSE FÜCHTUNG

Er sah das Bild der Prinzessin in Arbeit, Spiel und Schlaf; aber zum stillen Liebreiz des Bildes schrie das höhrende Schicksal, das auseinanderriß, was zusammenstrebt, den Text.

Und der Sehnsucht Gedanken wuchsen heran zu kämpfenden Riesen; wie die donnernden Wogen überstürzten sie sich in der Wucht ihres eigenen Ansturms, um sich mit jauchzendem Todeschrei an den zitternden Felsen zu zerschmettern.

Gleich der Sehnsucht des fahrenden Sängers. Er war dem Meeresstrand entlang geritten. Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung hezten sein Roß zu tollkühner Jagd. Und schneller als sich die brandende Woge am Felsen zerschellt, schneller als das lebende Auge die dahinschleichende Schrift zu verstehen vermag, schneller, viel, viel schneller war das alles geschehen, wovon jetzt der Brandung Gesang ihm klang:

Ein spielendes Kind auf den Schienen der Eisenbahn.
Ihm entgegen ein blindes brüllendes Ungeheuer — Eisen und Tod!

Der Schrecken, der blutrote Schrecken bestürmt und lähmt das Kind. Es lacht dem Tode zu, es streckt die Arme nach ihm aus.

Der fahrende Sänger —
Zwei — drei sich hezende Gedanken:
„Das Kind, das junge Leben!
Verzweiflung! Hoffnungslosigkeit!
Glück und Prinzessin!
Ehre und Tod . . .“
Ein Stoß in die Weichen des schäumenden Pferdes.
Ein Satz über die Dornenhecke des Bahndammes.
Ein Sprung auf den Damm.
Ein Griff nach den ausgestreckten Armen des reglosen Kindes — im linken Bügel hängend —
Ein furchtbarer Prall und Sturz — —
Begraben unter dem schlagenden Pferd — —
In der Ferne der Pfiff des haltenden Zuges —

Ein weinendes Kind — —
Schweigen und Nacht!

Aber zuletzt schlich der Welle gebrochene Kraft über den glatten Strand zu Füßen der Felsen zurück, und ein weißes Schaumband sickerte langsam zwischen die grauen Kiesel hinein.

Viele Monde lag der fahrende Sänger auf weißem Lager, die Sehnsucht im Herzen, und wußte, daß als ein Krüppel er nach der Heimat wandern werde.

Und gerade da, als er das erste Mal, von Krücken getragen, an den Strand hinkte, kam die kleine Möwe und brachte der Prinzessin wunderfame Botschaft.

Und es waren für ihn selige, unselige Tage. Denn der Glaube an sich selbst war noch nicht wieder stark geworden in ihm.

Er erinnerte sich der frohen Kraft, mit der er ausgezogen war, doppelt stark zurückzukehren, zu erringen, was zu ihm gehörte, zu erliegen, was seiner Träume Erfüllung war und seiner Seele zur Einheit fehlte.

Er sah zurück auf lange kranke Zeit und auf das Werk des Leides und das Nachdenken der schlaflosen Nächte. Zwar trugen sie bei zur Festigung seiner sich widerstreitenden Denkweisen; er fühlte sich wissender geworden und reich, unendlich reich, zu geben an den, der von ihm zu nehmen wußte — Zum Geben aber gehört der Besitz dessen, der zu nehmen vermag, und solch köstlicher Besitz ward ihm von nun an versagt.

Einen Menschen allein um seiner Seele willen zu lieben, dazu bedarf es der Unschuld eines Kindes und eines unwandelbaren Glaubens. Denn die Liebe ist nicht nur das Zueinanderaufgehen unserer Gedanken, sondern ebenso mächtig das Spiel der Sinne. Und die Sinne unterscheiden nur schön und — weniger schön.

Aber die kleine weiße Möwe sagte:
„Ueberhaupt ist ein Hinkelbein häßlich . . . Und was die Prinzessin betrifft . . . Was bist denn du?“
Und er antwortete: „Nur ein fahrender Sänger!“

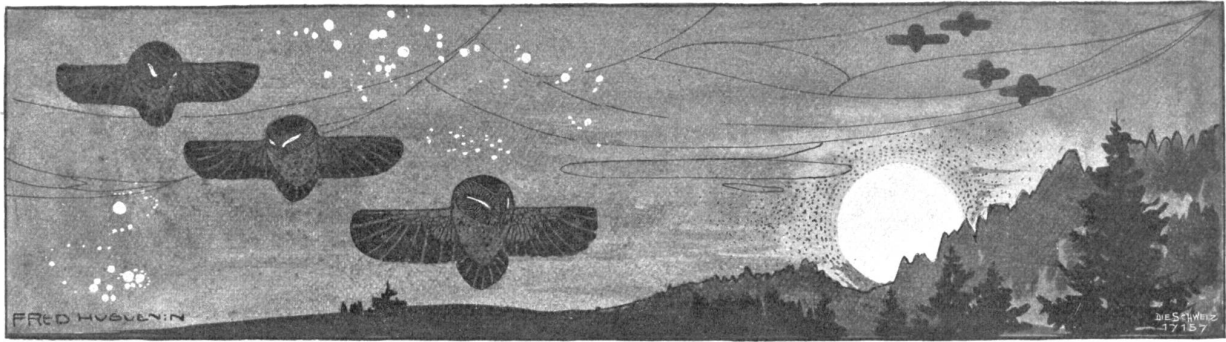
Beni, der Tor.

Erzählung von Lisa Wenger, Basel.

Wer Beni war? Das ist nicht schwer zu sagen. Der Sohn seines Vaters, der aus lauter Pflichttreue und Arbeitseifer ganz vergaß, daß es noch etwas anderes

in der Welt gebe als eben Pflicht und Arbeit, und Meielis, seiner Mutter Kind, die ihren Erstgeborenen Benjamin getauft hatte in Erinnerung und zu Ehren

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



NOCTURNE

ihrer Lehrers, der der einzige Mensch in Meieli's Leben gewesen, in dem sie Poesie gewittert hatte.

Eine Bauerntochter mit einem Bedürfnis nach Poesie ist aber eigentlich ein Un Ding, und Meieli, die um sich herum keine fand, nahm — ihr Büblein war drei Tage alt — Abschied von dieser Erde und suchte die Poesie an einem andern Ort.

Sie hätte Geduld haben sollen; denn sie ließ ein kleines Menschenkind zurück, bei dem sie gefunden hätte, was sie unbewußt suchte und vermißte. In dem guten Erdbreich der Mutterliebe wäre das zarte Pflänzlein Poesie in klein Benis Herzen gediehen, während es ohne diesen natürlichen Boden allzulange Würzelchen ausstenden mußte, allzu üppige Blüten trieb und nirgends geschnitten und gestützt wurde.

An der Mutter Stelle trat Züsi, die Magd. Treu und lauter wie Gold, das Herz voll Liebe für Beni, aber mit einem herben Mund, der wenig sagte und gemeint hätte, er müsse sich zusammenziehen als habe er Eßig getrunken ob einem zärtlichen Wort. War Züsi allein, so sprach sie laut oder leise vor sich hin, je nach ihrer Stimmung, und man konnte dann erfahren, mit was sie zufrieden war und mit was nicht; denn bei diesem lauten Denken nahm sie kein Blatt vor den Mund. Sie arbeitete und sparte für ihren Herrn, als ob er ein armer Tauner wäre, und war doch ein habliches Bäuerlein, das zufrieden auf seinem Gütlein saß und auch schon manche Dublone beiseite geschafft hatte.

Für Beni sorgte Züsi wie eine Mutter, was sein Leibliches betraf. Sie lag vor seinem Wohlsein wie ein Kettenhund auf der Lauer, wütend knurrend, wenn sich etwas Ungutes nahen wollte. Von dem Samenkorn aber, das des Kindes Mutter in das kleine Herz gelegt, hatte sie keine Ahnung, und als es aufging, ohne ordnende Hand und ohne das heilsame Messer, das die wuchernden Ranken wegschnitt, konnte Züsi nur den Kopf schütteln, halb das Unbegreifliche und Ungewohnte bewundernd, halb es verachtend.

Beni wuchs auf und machte keinen Lärm. Am liebsten saß er draußen an der Sonne und ließ sie auf sein Köpflein scheinen, daß es goldig schimmerte wie sie, sah mit seinen ewig erstaunten Augen zum Himmel auf — sie trugen seine Farbe — und zeigte mit seinem fetten, braunen, spitzen Fingerchen auf irgend eine Blume und sagte glücklich: „Oh!“

Wo Beni ging und stand, hatte er Blumen in der Hand. Sie waren seine größte Freude, eigentlich seine einzige. Er ließ jedes Spielzeug liegen und griff nach

den Blumen. Er hatte einmal gehört, daß Züsi von einer Freundin sprach, und wollte wissen, was das sei.

„Eine Freundin ist jemand, den man lieb hat,“ jagte der Vater, den Beni gefragt hatte. Seither nannte er seine Blumen so.

Züsi konnte aus ihrem Büblein nicht klug werden.

„Er ist so ein Apartiger,“ sagte sie einmal zur Schwester; „ich weiß wahrhaftig nicht, ist er dumm oder gescheit. Ich glaube, er ist dumm!“

Das glaubte auch der Vater und Benz, der Knecht. Nie beehrte Beni mit ihm in den Stall zu gehen oder mit dem Karrer zu den Pferden. Nie trottete er hinter dem Vater her und stieg ihm nach aufs Fenn oder zu den Kühen, und nie gelüftete es ihn, mit dem Hirten hinauszu ziehen auf die Weide.

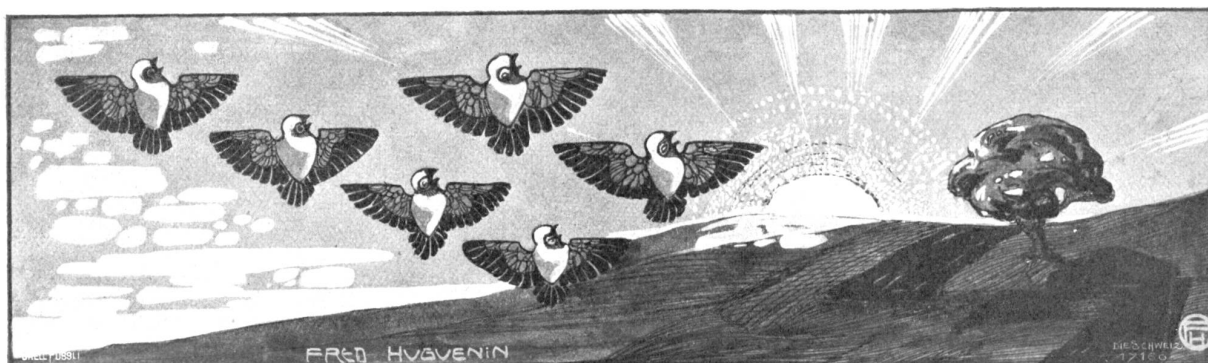
Der Vater hatte versucht, das Büblein, seines Meieli's Hinterlassenschaft, zu begreifen. Aber es war ihm nicht gelungen. Beni war so ganz anders als die Kinder, die Hansjakob kannte, und so ganz anders, als er selber gewesen, daß ihm sein eigenes Kind wie etwas Fremdes, Wunderbares und Sonderbares vorkam, das er seine eigenen Wege gehen ließ und um das er sich wenig genug kümmerte, eben weil er nichts mit ihm anzufangen wußte. Er liebte das Kind aber herzlich und arbeitete doppelt, seitdem er gesehen, daß er auf Beni nicht rechnen konnte.

Der wollte nur im Garten sein und ging von Blume zu Blume. Er kannte eine jede und liebte sie alle. Den schönsten hatte er Namen gegeben: die Moosrosen mit den feinen grünen Fäserchen um Kelch und Stengel nannte er Wickelkinder, und die hundertblättrige, deren Duft über den ganzen Garten zog, war die rote Sonne.

Hieß ihn Züsi die Blumen gießen, so trug er Kanne um Kanne, unermüdblich und liebevoll, und er mochte noch so müde werden, er hörte nicht auf, bis alle getrunken hatten, wie er jagte.

Aus den Nachbarskindern, die neugierig über den Zaun sahen, machte er sich nicht viel. Er stellte sich so dumm an bei ihren Spielen, daß sie ihn unbarmherzig fortjagten. Da stand er denn unter der Linde, die vor seines Vaters Hof ihre mächtigen Aeste ausbreitete, hielt eine Blume in der Hand und sah zu, wie die Kinder spielten. Es dauerte nicht lange, so war sein Leben ganz von dem der Dorfkinder abge sondert.

„Der Blüemeler, der Blüemeler!“ schrien sie, wenn er vorüberging. Aber es war, als verstehe er gar nicht, was sie sagten. Er kümmerte sich nicht darum. „Der Blüemeler“ hieß er zuletzt überall und hatte nun



zu seinem ersten Namen einen zweiten bekommen. Nur war keinerlei Feier dabei, als er ihm beigelegt wurde.

Beni war sechs Jahre alt und kam in die Schule. Züsti brachte ihn hin. Sie hatte sich schön gemacht und trug einen Strohhut mit langen Bändern, die unter dem Kinn gebunden wurden, und eine calandrierte Schürze, die wie ein Spiegel glänzte. Beni hatte sie zur Aufmunterung eine Düte aus grauem Löschpapier verehrt, die mit trockenen Birnen angefüllt und in der ein „Zwänzgi“ versteckt war, das sie auf dem Schüttstein glänzend gepuzt hatte.

Beni trug ein Blütlein, das Züstis Kunst verfertigt, und einen neuen Gürtel, der ihm bis unter die Arme gerutscht war. Auf das Hütlein hatte er eine Stockrose gesteckt und mit einer Stecknadel befestigt, und in der Hand trug er ein paar Nelken.

„Wirf doch die dummen Blumen weg,“ sagte Züsti; „die Buben lachen dich doch nur aus!“ Verwundert sah Beni sein Züsti an.

„Rein,“ sagte er, „ich habe sie lieb!“ Und richtig: „Der Blüemeler, der Blüemeler!“ schrieten Buben und Mädchen, als er in die Klasse eintrat.

Der Lehrer begrüßte das Kind.

„Loset,“ sagte Züsti und strich sich über ihre calandrierte Schürze, als sei sie noch nicht glatt genug, „ich weiß nicht, ob der Bub wird lernen können! Er merkt nichts und sieht nichts von allem, was Buben sehen; aber er gibt allen Blumen Namen und sagt, die Sterne seien goldene Feuerlein! Ich kanns nicht sagen, ist er gescheit oder dumm!“

„Ich denke, das werde ich schon herausfinden,“ sagte freundlich der Lehrer und wies Beni seinen Platz an. Züsti ging.

Beni saß und sah den Lehrer unverwandt an. Von hinten rissen sie ihn am Blütlein, zupften ihn am Kragen, flüsternten ihm Spottnamen zu und warfen ihm Papierfügelchen in die goldenen Haare. Beni schien nichts zu hören und nichts zu merken.

Nach einer Stunde ungefähr stand er auf, ging zum Lehrer und sagte: „Lehrer, ich will heim! Hier ist es nicht schön!“

„Wo ist es denn schön, Beni?“

„Dort!“ sagte das Kind und zeigte auf die Gipfel der Berge, die zum Schulfenster hereinschauten. Der Mann sah auf den Kleinen nieder.

„Bist du dumm oder gescheit? Ich glaube, du bist gescheit!“ dachte er. Er nahm Beni auf die Knie und erklärte ihm, warum er nicht heim dürfe, und fragte dann

nach der Nelke, die Beni nicht aus der Hand gelassen hatte.

„Sie heißt Erdbeere, weil sie so rot ist!“

„Nun sollst du ihren wirklichen Namen wissen,“ sagte der Lehrer und nannte ihn deutsch und lateinisch. Beni sagte die Worte nach und vergaß sie nie wieder.

Auf dem Heimweg prügeln die Buben Beni durch, darum, weil er ein Blüemeler war. Erbärmlich drosten sie ihn und rissen ihm die Stockrose vom Hut und die Nelke aus der Hand und zertraten sie.

Am nächsten Tag trug Beni ein Geranium auf dem Hut und eine Rose in der Hand, und die Buben prügeln ihn wieder durch.

Am dritten Tag steckte er eine Aster auf den Hut und trug ein Löwenmäulchen in der Hand. Diesmal prügeln sie ihn nicht mehr; mit einer Art Erstaunen sahen sie ihn an.

„Der Blüemeler ist dumm,“ sagten sie verächtlich. Es dauerte lange, bis Beni begriff, daß er nun alle Tage hierher in die Schule kommen müsse. Alle Augenblicke blieb er einfach weg und antwortete regelmäßig auf des Lehrers Frage, warum er nicht gekommen:

„Hier ist es nicht schön!“ Der Lehrer belehrte, erklarte, strafte. Endlich merkte Beni, daß die Schule eine Art Schicksal bedeute, dem er verfallen und gegen das zu kämpfen nutzlos wäre.

Er kam von da an regelmäßig, saß aber still und unglücklich da, die erstaunten blauen Augen ernst und trübe.

Einmal kam er mit einer Feldblume zum Lehrer.

„Wie heißt sie?“ Der Lehrer sagte es ihm, und darauf brachte Beni fast täglich irgend eine Blume und fragte nach ihrem Namen. Von da an kam er lieber zur Schule.

Er lebte aber trotzdem in einer andern Welt. Alles, was schön war, verstand er. Seine Augen strahlten dann, und er sog die Poesie der Schönheit durstig in sich hinein und war glücklich. Geld war ihm gleichgültig; kaum verstand er seinen Wert. Wünsche hatte er keine, Bedürfnisse noch weniger.

Nun war der Tag da, an welchem Beni seinen dritten Namen bekommen sollte, abermals ohne jede Feierlichkeit. Er stand auf der Dorfstraße und sah den Buben beim Marmeln zu. Da kam ein Fremder daher, der ganz nahe von Benis Standort aus der Nase zu bluten begann. Beni reichte ihm auf seine Bitte ein Taschentuch und führte ihn zu einem Brunnlein. Die ganze Bubenchar hatte sich um den Mann versammelt.



Als das Bluten aufgehört, gab der Fremde Beni das Tuch zurück und sagte:

„Streck die Hand aus!“ Beni tat es gehorjam, und der Fremde legte ein paar Nickelstücke auf die flache Hand.

„Das freut mich nicht!“ sagte der Blüemeler, drehte die Hand um und ließ die Geldstücke in den Staub fallen. Mit Geschrei waren die Buben darüber her. Verwundert sah der Fremde Beni an.

„Du bist mir ein rechter Bauer! Du bist ein Tor!“ sagte er spöttisch. Das fremde Wort entzückte die Buben.

„Ein Tor, ein Tor, der Blüemeler ist ein Tor!“ schrie endlich die ganze Schar. „Der fremde Herr hats gesagt!“

Und wo Beni ging und stand, schrieten sie: „Tor, Tor!“ hinter ihm her und wehrten den andern, die etwa noch „Blüemeler“ sagen wollten — — —

Langsam folgte ein Jahr dem andern.

Züfi hatte noch immer nicht herausfinden können, ob ihr Bub dumm sei oder gescheit. Der Lehrer aber wußte es: er war gescheit. Nur war Benis Gescheitheit eine so ganz, ganz andere als die gewöhnliche. Sie trug ein Gewand, das die Fremdlinge auf Erden tragen, himmelblau mit hineingewobenen Blumen. Und sie trug eine Krone, die niemand sehen konnte, als die selbst eine tragen.

Züfi trug keine, Benz, der Knecht, trug keine, und Hansjakob, so lieb er seinen Buben hatte, trug auch keine. Er wurde seiner Lebtag nicht klug aus ihm. Daß ein Mensch, der so wie der Beni war, nicht durch die Welt kommen würde und sicher niemals ein tüchtiger Bauer werden könne, war sonnenklar. Hätte Hansjakob nicht immer wieder an sein verstorbenes Weib gedacht und daran, daß sie ihm das Büblein als ein Geschenk hinterlassen, er hätte manches Mal die Geduld verloren. Auch heute plagte ihn der Gedanke an Benis Zukunft.

„Benz, was soll aus dem Buben werden?“ fragte er seufzend seinen vertrauten, langjährigen Knecht, den er während des Stallmistens aufsuchte. Er stützte sich mit beiden Armen auf eine Heugabel, die da stand, und legte das Kinn darauf. Benz nahm eine Schaufel und tat dasselbe; denn er hatte es in den jungen Jahren unternommen, die Gewohnheiten seines Herrn zu den seinen zu machen. Jetzt waren sie ihm zur zweiten Natur geworden. Er schob sein schmieriges Käpplein auf die Seite und kratzte sich hinter dem Ohr; denn die Sache war wichtig und hatte ihm schon manches Kopfzerbrechen gemacht.

„Ein Bauer wird er kaum werden können,“ sagte er endlich. „Das gäbe ein schöner!“ Der Gedanke brachte ihn zum Lachen.

Hansjakob, dem die Arbeit tiefe Furchen ins Gesicht gegraben, die selten ein Lächeln bewegte, fing auch an und lachte so stark, daß es Züfi in der Küche hörte und ebenfalls herbeikam. Sie wuschte sich unterwegs ihre vom Spülwasser fettigen Hände an der nassen Schürze ab und fragte: „Was habt ihr da Lächerliches?“

„He,“ sagte der Bauer, „wir dachten, wie es wäre, wenn der Bub die Blummatt übernehme und ein Bauer würde!“

Das lächerte auch Züfi. Sie zog den Mund schief und fuhr mit dem Zeigefinger zwischen das Kinn und das einst schwarze, jetzt fast rote Tüchlein, das sie um den Kopf gebunden trug und das so eng war, daß Züfi zum Lachen keinen Platz hatte. Es schnürte sie, wenn sie es probieren wollte.

Aber schnell waren alle wieder ernst geworden.

„Ein Bauer kann er nicht werden,“ sagte kummervoll Hansjakob. „Zu einem Gstudierten bringt er es auch nicht!“

„Du könntest ihn zum Schneider in die Lehre tun,“ sagte Benz.

Hansjakob spuckte aus, mitten hinein in eine der schwarzbraunen Lachen im Stall, daß sich schöne glänzende Ringe bildeten, die langsam dem Ufer zustrebten.

„Das doch nicht,“ sagte er und spuckte noch einmal. „Aber einen einzigen Buben haben und nicht wissen, wozu man ihn gebrauchen kann, ist hart. Ich habe mir schon den Kopf ausgefinnet und finde nichts . . .“

„He, laß ihn einstweilen auf dem Hof!“ schlug Züfi vor. „Was er ist, wirst du wohl noch erschwingen können, und wer weiß, ob er nicht noch den Knopf aufstut! Es hat schon mancher in jüngern Jahren das Trom nicht gefunden und findet es später doch!“

„Man kanns probieren . . . Mit dem ‚Blüemeler‘!“ fügte ein wenig verächtlich Hansjakob hinzu.

„Der Tor“ sagen sie ihm jetzt,“ sagte Benz und verzog den Mund, als ob er etwas Bitteres gegessen hätte. „Ist das auch ein Name für einen Christenmenschen?“

Züfi sagte nichts mehr und ging scheltend und laut vor sich hinredend in ihre Küche zurück. Dort nahm sie einen Schweinsknochen von der Schüssel, die noch vom Mittag her da stand, und fing sogleich an, den Knochen abzumagen. Anderes Fleisch aß sie nie. Es sei genug, daß sie den Mannsleuten Fleisch auftragen müsse, meinte sie, und zu den Unverschämten und Neu-

modischen, die alle Lage Fleisch wollen, gehöre sie denn noch nicht. Sie rumorte stark unter dem Geschirr herum. Sie hatte den Buben lieb, wie niemand in der Welt, und er hing an ihr wie an einer Mutter; aber besonders stolz konnte sie auf ihn nicht sein. Im tiefsten Herzen schämte sie sich über Benis Art, und dann dauerte es sie wieder für ihn. Wenn sie ihn über den Hof gehen sah, ohne daß er einen Blick warf auf das, was gearbeitet wurde, und dafür wie gebannt ins Abendrot starren konnte oder auf das Alpenglänzen und sein Gesicht sich dabei verklärte oder wenn er Kopf und Schultern voll Tauben hatte, aber nicht einmal wußte, wie seines Vaters Kühe hießen, dann fragte sie sich manchmal, ob sie lachen oder weinen sollte. Da ihr aber eines so ungewohnt war wie das andere, so tat sie keines von beiden und ließ die Sache gehen.

Beni wuchs. Sein rundes Kindergesicht zog sich in die Länge. Seine goldenen Haare hatten jetzt die Farbe reifer Aehren, und seine blauen Augen sahen nicht mehr nur in die Ferne. In der Schule war er so durchgekommen. Im Rechnen war er der schlechteste; dafür kannte er die Blumen, die Bäume, die Vögel und sämtliche Tiere des Waldes besser als der Lehrer selber.

Freunde hatte er keine. Wer hätte des Loren Freund sein wollen? Neben den Blumen hatte er aber eine wirkliche Freundin. Sie war zwei Jahre jünger als Beni und hieß Meieli, wie seine Mutter geheißten. Sie wurde um Gottes Willen von einem Bauern aufgezogen und kam etwa an den Sonntagen oder des Abends zu Beni in den Garten. Er gab ihr Blumen, soviel sie wollte.

Benis Lehrer starb, kurz ehe des Jungen Schulzeit zu Ende ging. Während seiner Krankheit schenkte er Beni Bücher, die Naturgeschichtliches enthielten und die Beni größter Schatz wurden.

Mit dem Lehrer starb der einzige Mensch im Dorf, der Beni erkannt und richtig eingeschätzt hatte. Als einen Poeten, dessen Poesie nicht an Verse und Worte, sondern an Gefühle gebunden war und der nach Schönheit dürstend nur diese sah, an Abgründen vorbeiging und die Schwierigkeiten des Lebens harmlos an sich herankommen ließ und träumend umging.

Beni hatte die Schule hinter sich und half dem Vater auf dem Hof, ohne Freude und ohne Interesse. Er tat, was man ihn tun hieß, und sah nichts von selbst, griff auch ungeheißten nichts an.

Er stand an einem besonders schönen Sommersonntag im Obstgarten, bei seinen Bienen, als Meieli vorüberging und von weitem grüßte.

„Komm nur, sie tun dir nichts!“ rief er, und sie machte ein paar zaghafte Schritte Beni zu.

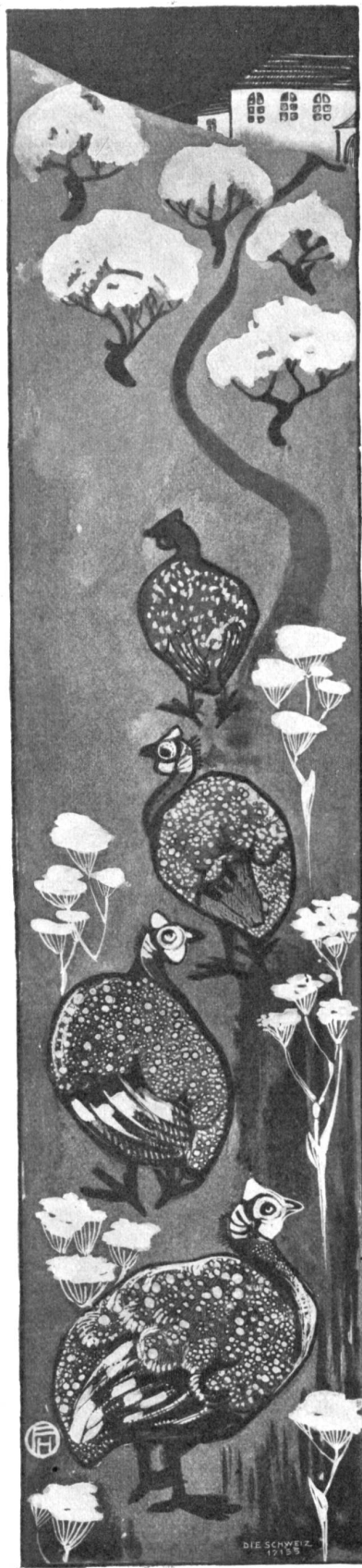
„Sie tun dir gewiß nichts, wenn ich bei dir bin!“ Meieli kam und stand mit mißtrauischen Blicken beim Bienenhaus. Sie wehrte den Bienen mit hastigen Gebärden, fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und schüttelte heftig den Kopf.

„Nicht, nicht! Du mußt ruhig sein; sonst werden die Bienen wild!“ Aber sie hörte nicht.

„Ich will fort! Jesses, sie stechen mich! Fort, fort!“ Sie wehrte und zappelte. Jetzt stach eine. Meieli schrie laut auf, schlenkerte wie unsinnig die Hand und fing an fortzulaufen. Die Bienen hinter ihr her. Eine stach sie in den Hals, in die krausen dunkeln Haare und fand den Ausweg nicht mehr, eine andere hatte sich hinter Meielis Ohr verirrt und stach nun auch. Meieli geriet außer sich. Wild wehrte sie den Bienen, die dadurch selbst nur um so wilder wurden.

Beni rannte hinter ihr her, um ihr zu helfen; aber sie lief immer schneller, verlor vollständig den Kopf, schrie und weinte vor Angst und sprang zuletzt den Hügel hinunter und zwischen den Weiden hindurch direkt in den Fluß, um den Bienen zu entgehen. Er war tief, da, wo Meieli hineingesprungen, und sie versank sofort, um etwas weiter unten wieder aufzutauchen.

Beni, der Tor, sprang ihr nach, obgleich er natürlich nicht schwimmen konnte, und packte Meieli am Kleid. Eben, als er trotz seinen verzweifelten Anstrengungen versinken wollte, fiel ihm der äußerste Zweig einer Weide ins Auge; er gab sich einen Ruck, packte den Zweig und hielt sich einen Augenblick daran fest. Dann streckte er den Fuß seitwärts aus und spürte



Grund. Langsam zog er sich an dem Weidenzweig gegen das Ufer, Meieli hinter sich, und fühlte endlich wieder festen Boden unter den Füßen.

Mit vieler Mühe zog er Meieli ans Ufer. Sie lag halb bewußtlos im Gras, und er beugte sich angstvoll über sie, links und rechts von dem Mädchen eine seiner Fäuste aufstützend. Ihr blaßes Gesichtlein sah so rührend aus mit dem zurückgefallenen langen Haar und der kindlich glatten Stirne. Ihr Mund zuckte so erschrocken und bedte, als wollte sie zu weinen anfangen. Beni dachte verwundert, sie sehe aus wie eine schöne weiße Blume.

Da schlug sie die Augen auf und sah in die blauen Benis über sich. Ein feines Rot lief über ihr Gesicht, und ein viel dunkleres färbte plötzlich des Jungen Wangen. Meieli strebte in die Höhe; aber Beni rührte sich nicht. Ein Freudenglanz lag über seinem ganzen Gesicht. Er hatte Meieli noch gar nie recht angesehen; es schien ihm, als sehe er sie heute zum ersten Mal.

„Meieli,“ sagte er zärtlich. Dabei lief ihm und ihr das Wasser aus Haar und Kleidern. Meieli war es unbehaglich.

„Geh weg!“ schalt sie und schob Benis Faust ein wenig beiseite. Er stand gehorsam auf.

„Wir wollen an die Sonne sitzen; dort trocknen die Kleider schnell,“ sagte er. Aber Meieli fröstelte; sie wollte nach Hause.

„Komm aber gleich wieder, wenn du andere Kleider angezogen hast!“ bat er. Sie nickte und lief fort. Beni ging ebenfalls nach Hause; jetzt, wo das Mädchen fort war, spürte er die Kälte der nassen Kleider.

Züsi sah friedlich in der Küche und kochte ihren Brei für den Abend; weil es aber Sonntag war, las sie dazu in „Psalter und Harfe“. Als sie Beni so pudelnah ankommen sah, rief sie entsetzt: „Ja, aber, Bub, was ist jetzt das?“

„Nichts,“ sagte Beni; „ich bin bloß ins Wasser gefallen!“

„Jere, jere,“ seufzte Züsi, „jetzt fällt er am heiterhellen Sonntag ins Wasser!“ Sie leerte den Brei aus der Pfanne in eine Schüssel und holte mit dem gekrümmten Finger die letzten Reste heraus, damit ja nichts zu Grunde gehe. Den Finger leckte sie ab.

„Wart, bis ich da fertig bin,“ sagte sie; „dann gebe ich dir anderes Zeug heraus!“

„Das kann ich selber nehmen,“ sagte Beni zu Züsis unsäglichem Erstaunen. Sie schob ihre große eiserne Brille weit in die Stirne hinauf und sah Beni an.

„Er will sein Zeug selber holen,“ sagte sie laut vor sich hin. „Sie haben meiner Seel' recht!“ Denn nun der Beni zum ersten Mal tun wollte wie andere Menschen, kam ihr das töricht vor, so sehr hatte sie sich an seine Einfalt gewöhnt. Er ging aber wirklich, suchte seine Alltagskleider zusammen und fand sie auch.

Dann überließ er Züsi ihrem Erstaunen und ging wieder dem Fluß zu.

Meieli war noch nicht da, und er wartete ungeduldig, bis sie kam. Er setzte sich ans Flußufer und sah auf das Wasser, wie es so still und friedlich zwischen den Ufer-

gräsern kaum merklich weiterfloß, gleich einem leicht bewegten blauen Band. Wenn die Fische schnellten und die Sonne auf den kleinen Wellen flirrte, so sah es aus, als ob silberne Sternchen in das Band gestickt wären. Die Weidenzweige hingen tief hinunter und streiften die Oberfläche des Wassers, und von den hängenden Zweigen zogen sich feine glänzende Furchen weiter. Grün und goldene Libellen schwirrten um die Halme, die im leisen Luftzug der ziehenden Wasser zitterten, und plätschernd streifte der Fluß die moosbewachsenen Ufersteine.

Beni saß im Schatten, das Herz voller Freude über all das Zierliche, was er sah, und heiß von der Sommerluft und der Erwartung. Er wußte nicht, warum er so erregt und unruhig war und warum er beständig nach dem Hügel blicken mußte, über den Meieli kommen sollte.

Als sie endlich da war und neben ihm saß, klopfte sein Herz so heftig, daß er darauf aufmerksam wurde und sich wunderte; denn das war ihm, solange er lebte, noch nicht geschehen. Er war eben der Tor.

Lange hielt er sich mit seinen Beobachtungen nicht auf, sondern gab dem Gefühl, das ihn erfüllte, Ausdruck.

„Meieli, ich habe dich lieb,“ sagte er zu dem Mädchen, „und ich will dich heiraten . . . Willst du?“

Meieli wurde rot vor Verwunderung, Ueberraschung, Schreck und Freude. Sie kannte mehr von den Dingen des Lebens als Beni, der gar nichts von ihnen wußte, und wußte besonders mehr vom Heiraten und davon, daß der Sohn eines hablichen Bauern nicht ohne weiteres ein armes Waislein zur Frau nehme. Sie schüttelte daher den Kopf.

„Hast du mich nicht lieb?“ fragte Beni enttäuscht und traurig.

„Doch!“ nickte Meieli.

„Also hast du mich lieb?“ fragte er. Meieli nickte wieder. Da nahm er ihre Hand und sagte: „So komm heim; wir wollen es dem Vater sagen, daß wir heiraten wollen!“ Aber das ging Meieli zu schnell.

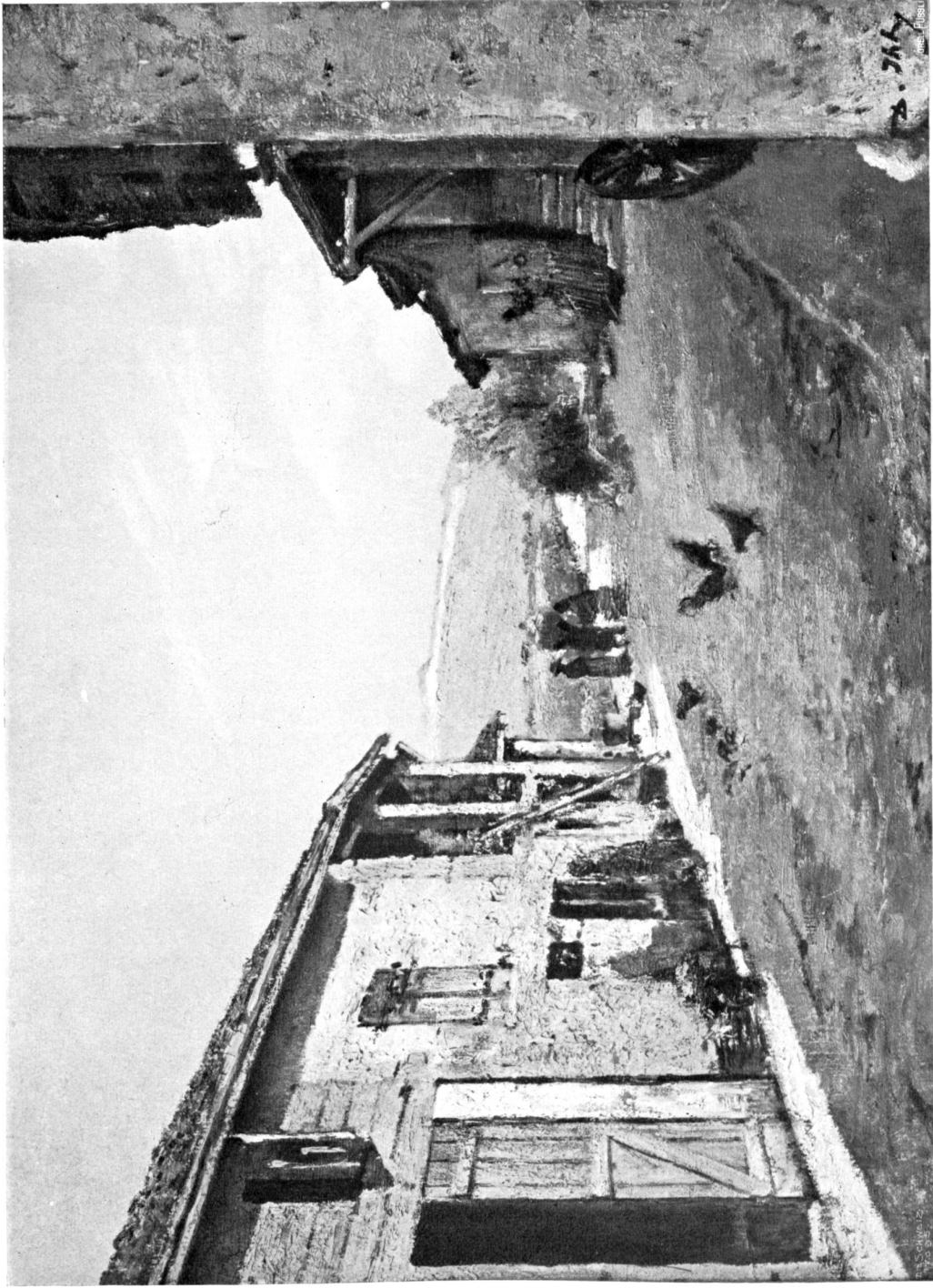
„Was denkst du auch! Was würde auch dein Vater sagen? Das darf ich nie! Und du bist ja erst achtzehn Jahre alt! Da kann man nicht heiraten!“

„So,“ sagte Beni, „warum nicht?“

„He, man muß doch etwas sein! Bauer oder Schuhmacher, oder man muß . . .“ Sie wußte nicht recht was; aber sie hatte ein bestimmtes Gefühl, daß die Sache nicht so einfach sei. Einstweilen nahm Beni Meielis Hand und sagte: „Du wirst meine Frau. Du freust mich!“ Dann sah er entzückt in das runde kindliche Gesicht Meielis, berührte ihre langen Wimpern und sagte: „Deine Augen mahnen mich an Moosrosen; die sind auch so wohl versteckt hinter langen Fransen!“ Dann streichelte er die warmen roten Wangen, stand auf und sagte: „Jetzt will ich heimgehen und es dem Vater sagen. Er wird auch Freude an dir haben.“ Meieli machte ein zweifelhaftes Gesicht, sagte aber nichts.

„Komm morgen abend an den Zaun, gell?“ Sie nickte und gab Beni die Hand; darauf ging jedes seiner Wege.

(Fortsetzung folgt).



Daniel Uhly, Genf.

Dorfstraße aus Loëx (bei Genf).

Phot. Hermann Künd, Winterthur.